Das Bild im Auge.

Roman von F. Arnefeldt.

(6. Fortsetzung.)

„Aber wie konnte er!“ rief Josefine empört auffahrend. „Was hatte man zwischen Euch gebracht?“

Frau Leonhard ergriff die Hand ihrer Tochter und sagte, die Augen niederschlagend: „Ich habe unterlassen, Dir Eines mitzutheilen, es wird mir noch heute schwer, es auszusprechen: Kurt war ein schwacher Charakter und Einflüsterungen zugänglich. So lange er hier in Berlin war und im Verkehr mit mir stand, ward er aufrecht gehalten durch meine Willenskraft. in London gewannen die Briefe der Schwestern wieder Macht über ihn. Sie schilderten ihm ihre und der Eltern Sehnsucht nach ihm und sie mögen ihm meinen Charakter nicht in den rosigsten Farben gemalt haben. Er hat mich sehr geliebt und lange widerstanden. Aber steter Tropfen höhlt den Stein. Amalie und Fanny sind endlich selbst nach London gereist und haben ihm die Beweise gebracht, daß ich ihn schmählich hintergangen, daß ich ein Liebesverhältniß mit einem Leutnant habe und ihn nur heirathen wolle, um gut versorgt zu sein.“

„Und das hat er geglaubt!“ sagte Josefine, entsetzt die Hände zusammenschlagend, „daraufhin konnte er Dich ungehört verdammen!“

„Er hat ihnen geglaubt, ich sagte Dir schon, er war ein Augenblicksmensch, und sie müssen ihm recht überzeugende Beweise vorgelegt haben: wie sie sich die verschafft haben, ist ihr Geheimniß geblieben. Genug, es ist ihnen gelungen, uns von einander zu reißen; was ihnen aber nicht glückte, war, ihn wieder nach Berlin zurückzubringen und ihm dort eine vermögende Braut aufzuschwatzen. Er ging von London nach Südamerika und ist dort eine Reihe von Jahren geblieben.“

„Arme, liebe Mutter!“ flüsterte Josefine und drückte die Hand der Sanitätsräthin an ihre Lippen, „und er ließ nichts wieder von sich hören?“

„Doch. Alles, was ich Dir erzählt habe, weiß ich aus einem Briefe von ihm; schon auf dem Schiffe ist ihm klar geworden, daß er mir Unrecht gethan, daß er bösen Einflüsterungen nur zu willig sein Ohr geliehen habe. Er bat mich um Vergebung,er beschwor mich, mit dem nächsten Schiffe ihm zu folgen.“

„Und Du?“

„Ich schrieb ihm, daß zwischen uns für immer Alles aus sei und bat ihn, keinen Brief mehr an mich zu richten, da ich keinen wieder beantworten würde. Und dieses Wort habe ich gehalten. Er hat noch öfter geschrieben, ich habe seine Briefe uneröffnet zurückgesandt, ich habe auch Dornedden, der in seinem Auftrage mich aufsuchte und eine Versöhnung stiften wollte, gebeten, von seinen Bemühungen abzustehen. Weil ich Kurt so grenzenlos geliebt habe, hat er mich so namenlos tief verletzt, ich konnte nichts wieder von ihm hören, konnte seine Handschrift nicht sehen!“

Sie schwieg ein paar Minuten und blickte, den Kopf in die Hand gestützt, in die Flamme des Kamins.

Josefine wagte es nicht, die Mutter zur Fortsetzung der Erzählung aufzufordern.

Das leise Knurren des Hundes, der sich zwischen Mutter und Tochter gelagert hatte, weckte die alte Dame aus ihrer Versunkenheit; sie strich dem Thierchen mit der Hand liebkosend über den Kopf und fuhr fort: „So angenehm ich es im Hause meiner älteren Freundin hatte, war meines Bleibens in Berlin doch nicht länger, da der Aufenthalt mir verleidet war. Ich nahm eine Stelle an der königlichen Töchterschule in Posen an und lernte hier Deinen Vater kennen, den ich nach kurzer Bekanntschaft geheirathet habe.“

„Du hattest Ahrweiler vergessen?“ fragte Josefine zögernd.

„Nein!“ entgegnete Frau Leonhard lebhaft und drückte die Hand auf das Herz. „Ich hatte ihn nicht vergessen und nicht verschmerzt, wie ich das heute noch nicht habe, aber ich beging kein Unrecht gegen den edlen Mann, den ich zum Altar folgte; ich habe ihn nicht getäuscht. Er war zwanzig Jahre älter als ich und befand sich in einer ähnlichen Lage. Als junger Mann hatte er eine heißgeliebte Braut durch den Tod verloren und maß sich, wohl sehr mit Unrecht, einen Theil der Schuld daran bei. Er war ein tüchtiger, hochgeschätzter Arzt mit einer großen und sehr einträglichen Praxis und ein hoch ehrenhafter, liebenswürdiger Mann. Er fand, daß ich Aehnlichkeit mit seiner verstorbenn Braut habe und bot mir seine Hand. Da habe ich ihm anvertaut, daß meinHerz an einer verrathenen Liebe kranke und nicht genesen könne, daß ich ihm Achtung, Dankbarkeit, Freundschaft,aber keine Liebe zu bieten habe. Er hat sich damit begnügt, und wir haben eine sehr friedliche Ehe geführt, der Du, mein Kind, auch das Glück gegeben hast; leider ist sie durch den Tod nur zu früh wieder gelöst worden.“

Die Augen von Mutter und Tochter wandten sich nach dem Sopha, über welchem das Porträt des Sanitätsrathes Leonhard in einem breiten Goldrahmen hing.

Die alte Dame fuhr fort: „Nach Deines Vaters Tode bin ich mit Dir wieder nach Berlin gezogen; ich weiß nicht warum, vielleicht weil ich hier so viel gelitten, war ich die Sehnsucht danach nicht los geworden. Während meiner Ehe hatte ich von den Ahrweilers nichts erfahren, Kurts Briefe hatten gänzlich aufgehört. In Berlin hörte ich nun, daß Fanny und Amalie sich verheirathet hatten und daß die Regierungsräthin bereits Wittwe sei. Die alten Ahrweilers waren gestorben und auch Bertha Ilgener, Kurts älteste Schwester. Er selbst befand sich noch immer in Brasilien, war dort deutscher Konsul und sollte mit Import- und Exportgeschäften ein riesiges Vermögen erworben haben.

Karl Dornedden, der die Fabrik seines Vaters in Landeshut übernommen und sich dort verheirathet hatte, suchte mich auf und kam von da ab regelmäßig, wenn er in Berlin war, zu mir.“

„Ach, es war hübsch,“ unterbrach Josefine die Mutter, „er wußte immer so viel zu erzählen; er brachte mir stets etwas Hübsches mit! Und —“

„Ich sah ihn auch gern; er war mir eine, wen auch schmerzliche Mahnung an dieVergangenheit, wenn ich ihn auch öfter mahnen mußte, nicht zu viel von Kurt Ahrweiler zu reden, mit dem er in Briefwechsel stand. Zu einer Art von Kampf zwischen uns kam es erst, als er immer deutlicher mit der Absicht hervortrat, die abgerissenen Fäden zwischen mir und Kurt wieder anzuknüpfen und noch eine Verbindung zwischen uns zu Stande zu bringen. Er schilderte mir seinen großen Reichthum und fügte hinzu, es bedürfe nur eines Winkes von mir, so würde Kurt nach Europa zurückkehren und mir Alles zu Füßen legen.“

„Er hat damit den verkehrten Weg eingeschlagen,“ sagte Josefine mit einem wehmüthigen Lächeln. „Dein einfacher Sinn verlangt nicht nach Reichthum, wäre der Jugendgeliebte arm und elend zurückgekommen, Du hätest Dich ihm vielleicht eher wieder zugewendet.“

„Wie gut Du mich kennst, wie scharf Du zu urtheilen verstehst,“ nickte die Sanitätsräthin beifällig. „ich weiß nicht, was ich gethan hätte, wäre es gewesen, wie Du anführst; jetzt aber schreckte mich der Reichthum, und als nun Kurt wirklich nach Deutschland kam, als er sich hier ganz in meiner Nähe ansiedelte —“

„Da wiesest Du alle seine Versuche, Dir näher zu treten, mit Entschiedenheit zurück, da verschlossest Du sogar Dornedden Deine Thür!“ fiel ihr Josefine in die Rede.

Erstaunt fragte die Mutter: „Was weißt Du davon?“

„Mehr als Du ahnst,“ gestand Josefine mit niedergeschlagenen Augen. „Herr Ahrweiler suchte nicht nur eine Annäherung an Dich; er wünschte auch mich kennen zu lernen, und —“

„Und?“ fragte Frau Leonhard, da Josefine stockte, ungeduldig, beinahe heftig.

„Und ein Mal, ein einziges Mal habe ich Dorneddens Drängen nachgegeben und ihn zu Ahrweiler begleitet,“ bekannte das junge Mädchen mit hoch erglühenden Wangen.

Frau Leonhard schüttelte unmuthig den Kopf: „O, Josefine! Wie konntest Du das thun?“

„Verzeih! Verzeih!“ bat die Tochter und zog der Mutter Hand trotz deren Widerstreben an die Lippen. „Es ist nur ein einziges Mal geschehen, ich habe mich durch Herrn Dorneddens Bitten nicht wieder dazu bestimmen lassen. Die bei Ahrweiler herrschende Pracht war mir unheimlich, und hätte ich gewußt, was Du mir heute erzählt hast, so würde ich es überhaupt nicht gethan haben!“

„Man hat Dir nichts davon gesagt?“

„Nur, Du wärest früher Ahrweilers Braut gewesen, und widrige Schicksale hätten Euch getrennt.“

Frau Leonhard seufzte tief auf, dann aber forschte sie doch sehr eifrig, wie Ahrweiler ausgesehen, wie er sich gegen Josefine benommen, was er zu ihr gesagt habe.

Das junge Mädchen beschrieb den bleichen, hageren Mann und erzählte, daß er sie das Ebenbild der Mutter genannt und wie ein Vater zu ihr geredet habe.

„Und er hat Dir nichts an mich aufgetragen?“ fragte die Sanitätsräthin gespannt.

Josefine schüttelte den Kopf. „Er wußte ja durch Dornedden, daß ich ohne Dein Vorwissen bei ihm war,“ antwortete sie, „er wollte mich beschenken, aber ich nahm nichts an und sagte ihm auch, daß ich nicht wiederkommen könne. Hätte ich gewußt, daß es so schnell mit ihm zu Ende gehen würde, so hätte ich s doch vielleicht gethan.“

„Es ist besser so,“ sagte die Mutter nachdenklich. „Seine Schwestern sollen ihn mit einem wahren Spionirsystem umgeben haben. Hätten sie herausgebracht, daß Du bei ihm gewesen warst, so würden sie Lärm geschlagen und Dich und mich der unlautersten Absichten beschuldigt haben. Ich danke Gott, daß er sich nicht hat beifallen lassen, Dir in seinem Testament ein Legat auszusetzen.“

„Und ich wundere mich, daß er es nicht gethan hat!“ gestand Josefine gan ehrlich. Er hat in dem Gespräch mit mir sogar so etwas angedeutet.“

„Es ist mir sehr lieb, daß er esunterlassen hat, Du hättest es nicht annehmen dürfen!“ erklärte die Mutter mit großer Bestimmtheit. „Hätte er Dornedden nicht zum Universalerben eingesetzt, dann lebte er vielleicht noch.“

„O Mutter. Du kannst nicht glauben, daß er der Mörder ist.“

Frau Leonhard zuckte die Achseln: „Es wird mir auch sehr schwer, daran zu glauben; aber es spricht so viel gegen ihn; er ist doch der Universalerbe.“

„Willibald bestreitet das.“

„Gegen den Wortlaut desTestaments! Doch wo hast Du Willibald gesehen?“

Heute Abend; hier vor derThür, nur ganz flüchtig,“ antwortete Josefine, und wieder stieg ein verrätherisches Roth in ihre Wangen. „Er ist für ein paar Tage von Landeshut nach Berlin gekommen, um sich nach dem Proceß zu erkundigen; er hat seinen Vater sprechen dürfen und meint —“

„Nun, was meint er?“

„Wir könnten zu dessen Entlastung beitragen.“

„Wir?“ rief die Sanitätsräthin und erhob sich in ihrer Verwunderung vom Stuhl; „wodurch?“

„Das möchte er uns morgen auseinandersetzen; bist Du sehr böse, daß ich ihm erlaubt habe, zu kommen?“

„Nein!“ erwiderte die Sanitätsräthin, „das ist Menschenpflicht; ich ahne zwar nicht, wie wir ihm nützen können, aber ich werde mich dem nicht entziehen.“

8.

Die hohe Caution, die Amtmann Herzog und Fabrikbesitzer Berggold für die Haftentlassung ihres Schwiegervaters angeboten hatten, war nicht angenommen worden. Unverrichteter Sache hatten sie nach Landeshut und von dort mit ihren Frauen und Kindern nach ihren Wohnorten zurückkehren müssen.

Willibald war den Verwandten nach wenigen Tagen gefolgt; er hatte seine Stellung aufgegeben, die Angelegenheiten des Vaters den Händen eines ihm befreundten, noch jungen, aber sehr tüchtigen Rechtsanwalts anvertraut und arbeitete nun im Verein mit der Mutter unverdrossen, um Ordnung in die sehr verwickelten Verhältnisse zu bringen und das Haus Dornedden und Sohn vor dem Zusammenbruch zu bewahren.

Die Bemühungen der beiden tapferen Menschen schienen nicht erfolglos. Das Capital, das die Schwäger für die Caution hatten anwenden wollen, ward ihnen als Darlehn gegeben, mehrere Gläubiger entschlossen sich zur Stundung ihrer Forderungen; sie fanden auch anderwärts Beistand. Die Nachricht von der großen Erbschaft hatte den Credit des Hauses mächtig gehoben, denn man erachtete die Auszahlung des Geldes nur für eine Frage der Zeit.

Unter den Dorneddenschen Geschäftsfreunden gab es nur sehr weige, die an die gegen den Chef des Hauses erhobene Beschuldigung glaubten, allgemein war die Hoffnung, daß deren Grundlosigkeit sich bald herausstellen werde.

Der Amtsrichter Kilian war anderer Meinung, für ihn war Dorneddens Schuld unzweifelhaft, und es bildete für ihn eine Aufgabe von der höchsten Wichtigkeit, sie ihm so nachzuweisen, daß er in Anklagezustand versetzt werden konnte. Es waren aber Wochen vergangen, ohne daß die Untersuchung erheblich fortgeschritten wäre.

Die Photographie, der stumme Ankläger, war vorhanden, Kilian legte ihr großeWichtigkeit bei; Andere waren entgegengesetzter Meinung.

Der Amtsgerichtsdirector hatte dem Amtsrichter sogar eine Rüge ertheilt, daß er auf einen so unzulänglichen Beweis hin eine Verhaftung verfügt hatte. Er hätte sie auch nicht aufrecht erhalten können, wären nicht andere Dinge belastend dazu gekommen.

Dornedden hatte sich in peinlichster Geldverlegenheit befunden; er war am Tage des Mordes in Berlin gewesen, um ein Darlehn aufzutreiben, hatte keins bekommen können und wußte, daß in Ahrweilers eisernem Schrank Millionen lagen, die ihm von diesem testamentarisch vermacht waren.

Nach seiner eigenen Aussage und dem Zeugniß der Köhneschen Familie war er der einzige Mensch, der zu Ahrweiler gekommen war; bei jeder Anwesenheit inBerlin hatte er ihn besucht, aber er leugnete hartnäckig, das letzte Mal dort gewesen zu sein, und bemühte sich, nachzuweisen, wie er die Zeit zugebracht hatte. Bei seinem vielen Hin- und Herfahren an jenem Tage war dies aber nicht möglich; es blieben Lücken, die er recht gut zu einem Abstecher nach Charlottenburg benutzt haben konnte.

Amtsrichter Kilian neigte überdies der Ansicht zu, daß man es nicht mit einem kaltblütig überlegten Mord, sondern mehr mit einem in der Verzweiflung verübten Todtschlag zu thun habe, und er war bemüht, Dornedden in dieser Richtung zum Geständniß zu bringen. Nach dessen eigener Darstellung bestand Ahrweilers Benehmen aus den seltsamsten Widersprüchen. Er lebte mit seinen Schwestern und deren Kindern auf gespanntem Fuß, ließ sie nie zu sich kommen und räumte ihnen doch einen gewissen Einfluß auf sein Thun und Lassen ein. Er hatte seine Wohnung fürstlich eingerichtet und hielt sich selbst in bescheidenen Räumen auf, beschränkte seine Bedienung auf die Frau und Tochter des Portiers. Er vermachte seinemFreunde den größtenTheil seines acht Millionen zählenden Vermögens und würde ihm eine bescheidene Summe niemals geliehen oder geschenkt haben. Dornedden wußte, daß ihre Freundschaft einen argen Stoß erhalten haben würde, wäre er als Bittender zu Ahrweiler gekommen. Der Mann, der durch eine schwere Schule des Lebens geangen, war von einem unbesiegbaren Mißtrauen und zog sich zurück wie eine Schnecke in ihr Haus, sobald er Eigennutz zu wittern glaubte.

Der Amtsrichter schloß weiter: Dornedden hatte ihn noch nie mit einem Anliegen behelligt; aber das Wasser ging ihm bis an den Hals; er sah keinen anderen Ausweg und wagte es, Ahrweilers Hülfe in Anspruch zu nehmen. Er war an jenem düsteren, schneereichen Tage nach der Uhlandstraße gekommen und hatte in der Portierwohnung die Aufwärterin seines Freundes nicht gefunden. Nachdem er bei Ahrweiler geschellt, war ihm von diesem selbst geöffnet worden. Er hatte ihm seine Bitte vorgetragen, sie waren in Wortwechsel, in Streit gerathen, und vielleicht war es Ahrweiler gewesen, der den Dolch von der Wand gerissen und ihn zuerst gezückt hatte. Dornedden, der Stärkere, hatte ihm denselben entwunden und blind den Stoß geführt, der, wie dies in solchen Fällen häufig geht, nur zu gut getroffen hatte. Von Entsetzen gepackt, war er geflohen, nur darauf bedacht,ungesehen hinwegzukommen, ohne daran zu denken, sich von den vorhandenen Schätzen etwas anzueignen. Wahrscheinlich hatte er in jenem Augenblick nicht einmal darn gedacht, daß sie doch sein eigen würden. Später war ihm diese Ueberlegung gekommen, und er hatte sich als Erbe gemeldet.

Wenn der Amtsrichter dem unglücklichen Dornedden alle diese Dinge vorrechnete und ihm in den Mund legte, sich zu der That zu bekennen und sie als einen Akt der Nothwehr hinzustellen, dann lächelte dieser trübe und antwortete seufzend: „Ja, ja, Herr Amtsrichter, Sie schildern das so anschaulich, als ob Sie dabei gewesen wären, es könnte sich wohl auch so zugetragen haben.“

„Sagen Sie doch endlich: es hat sich so zugetragen!“ drängte ihn dann Kilian, und regelmäßig schwieg der Verhaftete etliche Minuten, schaute nachdenklich vor sich hin und seufzte schwer. Statt des erwarteten Geständnisses kam dann aber der Ausruf: „Ich habe es nicht gethan! Ich kann nicht zugeben, was ich nicht begangen habe; ich bin an dem verhängnißvollen Tage gar nicht in der Ahrweiler'schen Wohnung gewesen.“

Damit endete jedes Verhör. Zuletzt kam noch die dringende Bitte, man möge ihm gestatten, seinen Sohn zu sprechen; er fürchte zu sterben und habe ihm Dinge mitzutheilen, die für seine Familie von größter Wichtigkeit wären, mit dem Prozeß aber gar nicht im Zusammenhang ständen.

Der Untersuchungsrichter glaubte endlich, vielleicht seinem Ziele näher zu kommen, wenn er das Ansuchen bewillige. Er gab die Erlaubniß.

Willibald Dornedden, davon in Kenntniß gesetzt, war nach Berlin geeilt. Durch Gänge und über Treppen wurde er nach dem Theile des CharlottenburgerAmtsgefängnisses geführt, in dem sich die Zellen für die Untersuchungsgefangenen befinden. Der Schlüssel drehte sich im Schloß, ein schwerer Riegel fuhr zurück die Thür öffnete sich und schlug hinter ihm sogleich wieder zu.

Willibald befand sich in einem schmalen Gemach mit einem vergitterten Fenster und der denkbar einfachsten Ausstattung- aber er hatte sich das Gefängniß noch trauriger vorgestellt. Es war doch hell darin; es war ein wenn auch nur dürftiges Bett, ein Tisch, ein Strohstuhl, außerdem eine Schüssel und eine Kanne mit Wasser zum Waschen vorhanden.

Dornedden, der auf dem Stuhl gesessen hatte, sprang beim Eintritt des Sohnes auf mit dem Rufe: „Mein Willibald!“ und hob die Arme, um ihn an die Brust zu ziehen, ließ sie aber wieder sinken und murmelte: „Nein, nein, das darf ich nicht!“

„Vater?“ rief Willibald und trat ihm einen Schritt näher.

Der Verhaftete wich aber zurück und sagte abwehrend: „Ein Mörder hat jedes Recht auf seine Kinder verwirkt!“

Ein eisiger Schauer durchfuhr Willibald. Der böse Verdacht kroch wieder in ihm empor, ringelte sich wie eine Schlange um sein Herz und seine Gedanken. Da aber war es ihm, als trete seine Mutter licht und klar aus dunklen Wolken hervor; sie stellte sich neben des Vaters so traurig verfallene Gestalt und hielt schützend die Hand über ihn. Wie ein böser Spuk vor dem Tageslicht entflohen seine Gedanken; er streckte die Arme aus, legte das Haupt des unglücklichen Mannes an seine Brust und sagte mit zärtlichem Vorwurf: „Vater! wie kannst Du so sprechen? — Du bist kein Mörder! — Nicht nur Deine Frau, Deine Kinder und Schwiegerkinder, auch der größte Theil Deiner Freunde und Bekannten —“

„Ich danke Dir — ich danke Dir!“ antwortete mit halberstickter Stimme Dornedden und drückte sich fester an des Sohnes Brust; Thränen rannen aus seinen hohlen Augen in den weiß gewordenen Bart. „Ihr thut Alle mehr, als ich selbst; mir ist oft, als hätte ich die That begangen, und wäre es nicht um Euretwillen, ich hätte mich schon dazu bekannt, um die Qual loszuwerden.“

Wieder durchzuckte ein Schreck den jungen Mann; hatten des Vaters Geisteskräfte vielleicht gelitten? — Ward er vonWahnvorstellungen heimgesucht? — Prüfend schaute er im ins Gesicht; das tiefeingesunkene Auge blickte ihn zwar traurig, aber mit voller geistiger Klarheit an.

„Gieb Dich nicht solchen krankhaften Vorstellungen hin,“ redete er ihm zu. „Diese schwere Zeit wird vorübergehen, Deine Schuldlosigkeit wird erwiesen werden —“

„Wodurch? — Wodurch?“ seufzte Dornedden verzweifelnd.

„Das weiß ich zwar nicht; aber ich habe die feste Zuversicht, daß es geschieht!“ antwortete Willibald, „Du wirst glänzend gerechtfertigt bald zu uns zurückkehren.“

„Wo inzwischen Alles zu Grunde gegangen ist!“ sagte Dornedden und heftete das Auge auf den Boden.

Willibald legte den Arm um seine Schulter und rief fröhlich und muthvoll: „Mein Vater! so steht es nicht; mit Hülfe der Schwäger und des Beistandes anderer Freunde ist es der Mutter und mir gelungen, das arg gefährdete Schiff durch die Klippen zu steuern; es ist jetzt beinahe wieder flott.“

„Erzähle!“ bat der Vater, und die gebeugte Gestalt richtete sich straffer empor. Er setzte sich auf sein Bett und wies dem Sohn den Stuhl an.

Willibald berichtete nun, was inzwischen von ihm und der Mutter im Geschäft gethan worden war. „Die Mutter ist eine seltene Frau,“ fügte er hinzu; „sie läßt sich von ihrem Schmerz nicht niederbeugen, bewahrt immer ihre ruhige, zuversichtliche Haltung; sie ist der Kopf, ich bin nur der ausführende Arm.“

„Verkleinere Dich nicht!“ fiel ihm der Vater in die Rede, „Ihr seid beide tüchtige Menschen und könnt schaffen, nun Ihr die Arme frei habt, und Derjenige, der Euch die Hindernisse in den Weg legte, bei Seite geräumt ist.“

„O Vater!“ wollte ihm Willibald widersprechen.

Er ließ ihn aber nicht dazu kommen, sondern winkte ihm zu schweigen. „Laß es gut sein, ich hätte mich Euren Vorschlägen gegenüber nicht so ablehnend verhalten sollen,“ entgeanete er, „in der Einsamkeit einer Gefängnißzelle hat man Zeit, über Vieles nachzudenken und über Vieles klar zu werden. Kehre ich noch einmal zu Euch zurück, dann soll es anders werden, dann sollst Du Theilhaber und der eigentliche Leiter des Geschäfts sein.“

Willibalds Augen leuchteten auf. „Walte Gott, daß es bald so weit sei!“ rief er, „mit den reichen Mitteln, die uns dann zu Gebote stehen, läßt sich Großes erreichen; wir werden Musteranstalten schaffen, wir werden für unsere Arbeiter nach allen Richtungen hin sorgen, wir werden —“

Der Vater ergriff ihn am Arm. „Um Gottes Barmherzigkeit willen, wovon redest Du, mein Sohn?“

Willibald sah ihn betroffen an. „Nun, von den Ahrweiler'schen Millionen; sie sollen schöne Früchte tragen; nicht umsonst soll er sie in Deine Hände gelegt haben.“

„Willibald, wie kannst Du daran denken? Habe ich Dir nicht, ehe man mich ins Gefängniß führte, befohlen, keinen Pfennig davon anzurühren?“

„Das Gebot war überflüssig, lieber Vater,“ lächelte Willibald; „so lange die Untersuchung schwebt, giebt man uns keinen Pfennig davon, dennoch ist uns die Erbschaft jetzt schon von großem Nutzen. Unser Credit ist darauf basirt; sobald Du frei bist, wird sie Dir überwiesen.“

Dornedden rang die Hände. „O, das habe ich gefürchtet, ich dachte mir, daß Du in irgend welcher Weise mit dem Ahrweiler'schen Gelde rechnen würdest, und das darf nicht sein. Um Dir das zu sagen, habe ich Dich zu mir beschieden.“

„Du willst das Geld nicht annehmen und es womöglich den Ahrweiler'schen Verwandten überweisen?“ rief Willibald. „Begehst Du damit nicht ein Unrecht an dem Verstorbenen, in dessen Sinn das sicher nicht gehandelt ist.“

Dornedden schüttelte den Kopf. „Du irrst Dich, das Geld gehört nicht mir, ich habe nicht das Recht, auch nur einen Pfennig davon zu verwenden.“

„Aber es ist Dir doch testamentarisch vermacht. Wem gehört es denn?“

„Josefine Leonhard, der Tochter der Frau Sanitätsräthin Leonhard,“ erwiderte Dornedden; dem verwundert auffahrenden Sohne die Hand leicht auf den Mund legend, fügte er hinzu: „Unterbrich mich nicht, die Zeit, die Du bei mir bleiben darfst, wird bald abgelaufen sein und ich habe Dir noch viel zu sagen. Du weißt, in welchem Verhältniß die Sanitätsräthin Leonhard und Kurt Ahrweiler zu einander gestanden haben?“

„Sie waren, wie ich einmal von Dir gehört habe, mit einander verlobt und sind getrennt worden. Näheres hast Du mir nicht mitgetheilt,“ antwortete Willibald.

„So muß ich es jetzt thun,“ sagte mit einem leisen Seufzer der Vater und erzählte dem Sohne dieselbe Geschichte, die noch am gleichen Tage von der Sanitätsräthin ihrer Tochter mitgetheilt werden sollte. Nur verweilte er noch eingehender bei der Intrigue, durch die man die Liebenden auseinander gerissen hatte und deren eigentliche Erfinderin und Triebfeder die jetzige Majorin Deppner gewesen war; ihre Schwester hatte ihr nur beigestanden.

„Aber wie konnte Ahrweiler auf einen solchen plumpen Schwindel hereinfallen!“ rief Willibald, die Hände zusammenschlagend. „Hat er seine Braut nicht geliebt?“

„Leidenschaftlich; aber wie sein Gemüthszustand nun einmal beschaffen, war er bösen Einflüsterungen deshalb um so zugänglicher. Er war schwach und mißtrauisch, der Gegenwärtige gewann leicht die Oberhand bei ihm, und als seine Schwestern mit Beweisen, die sie Gott weiß wie gefälscht hatten, zu ihm nach London kamen, da gewannen sie Macht über ihn. Sie redeten ihm auch wohl zu, Europa zu verlassen, um Allem aus dem Wege zu gehen, in der Hoffnung, er werde in kurzer Zeit das Mädchen vergessen haben und gefügig ihren Wünschen für eine in ihren Augen ebenbürtige Heirath nach Berlin zurückkehren.“

„Darin haben sie sich aber getäuscht?“

„Gründlich. Schon auf dem Schiffe packte ihn die Reue und er schrieb einen abbittenden Brief an Sibylla Hermann. Es half ihm jedoch nichts, das junge Mädchen war zu tief verletzt; sie hat sich nicht wieder versöhnen lassen.“

„Hat sie ihn denn nicht geliebt?“

„Ich glaube, die alternde Frau liebte ihn heute noch und seinTod wird ihrem Herzen eine schwere Wunde geschlagen haben.“

„Aber sie hat sich doch mit einem Anderen verheirathet.“

„Wahrscheinlich, um sich dagegen zu wappnen, daß sie nicht doch nachgiebig wurde, denn Ahrweiler ließ nicht ab mit Bitten und sandte unverdrossen Briefe an sie ab, die alle unbeantwortet blieben. Nachdem er erfahren hatte, daß sie verheirathet sei, unterließ er es; aber kaum war sie Wittwe geworden und die erste Trauerzeit vorüber, da begann das Werben von Neuem, und ich mußte, als sie nach Berlin gezogen war, die Bekanntschaft mit ihr erneuern und ihm das Wort bei ihr reden. Mit welchem Erfolge das geschah, ist Dir ja bekannt.“

„Sie verbat sich zuletzt Deine Besuche,“ warf der Sohn ein, „und ließ auch mich, den Du bei ihr eingeführt hattest, nicht mehr zu sich kommen. Es hat mir leid gethan; ich ging gern nach der stillen Wohnung in der Nettelbeckstraße.“

„Und Ahrweiler wünschte so sehr, daß Du hingingst. Du warst zwar noch sehr jung und Josefine ein halbes Kind; aber er hatte schon seine Pläne mit Euch. Doch das ist nun Alles vorbei!“ seufzte der Vater.

Willibald that das Gleiche, indem er sagte: „Ich dachte nicht an Josefine Leonhard; mein Interesse war anderweitig in Anspruch genommen; doch das ist nun auch vorbei — vorbei für alle Zeiten! Aber sprechen wir nicht von mir, erzähle bitte weiter.“

„Ahrweiler hat bis zu seinem Tode an der Hoffnung festgehalten, es werde ihm doch noch gelingen, die Geliebte seiner Jugend zu versöhnen und als seine Gattin heimzuführen. Ich glaube, es ist selten eine Woche vergangen, daß er ihr nicht einen rührenden Brief geschrieben hat, die aber alle unbeantwortet geblieben sind. Für sie stattete er seine Wohnung mit dem raffinirtesten Luxus aus; ihr wollte er alle die Reichthümer, die er, wie er versicherte, nur für sie zusammengehäuft hatte, zu Füßen legen. Er hat sie auch oft aus derFerne gesehen; ihrem ausdrücklichen Verbot entgegen, in ihre Nähe zu kommen, wagte er nicht.

Die Liebe zur Mutter übertrug er auch auf die Tochter; es war sein sehnlichster Wunsch, sie kennen zu lernen, und meiner Ueberredung ist es einmal gelungen, sie ohne Wissen ihrer Mutter in seine Wohnung zu bringen.“

„O Vater, das hättest Du nicht thun dürfen!“ rief Willibald vorwurfsvoll.

Dornedden neigte das Haupt. „Du hast Recht, ich hätte es nicht thun dürfen,“ gab er zu, „hättest Du aber gesehen, wie unbeschreiblich glücklich ihn dieser Besuch gemacht hat, so würdest Du milder darüber urtheilen. Es ist übrigens bei dem einen Male geblieben. Josefine Leonhard hat sich entschieden geweigert, diesen Besuch zu wiederholen; sie kannte zwar nicht genau das Verhältniß, in dem Ahrweiler zu ihrer Mutter gestanden hatte, mochte aber keine Heimlichkeiten vor ihr haben.“

„Brav!“ sagte Willibald, „das junge Mädchen hat Charakter.“

„Dafür ist sie die Tochter von Sibylle Hermann,“ erwiderte Dornedden und fuhr dann fort: „Obwohl Ahrweiler sein körperliches Leiden hatte, trug er sich mit Todesgedanken und sann darauf, wie er Josefine Leonhard sein Vermögen zuwenden könne.“

„Er brauchte es ihr ja nur zu vermachen, er war doch unumschränkter Herr seines Eigenthums!“ warf Willibald ein.

„Da hast Du wieder den zaghaften, schwankenden Ahrweiler, wie er lebte und lebte; er fürchtete sich vor seinen Schwestern.“

„Die konnten ihm doch nichts mehr anhaben, wenn sein Testament eröffnet ward!“ sagte Willibald lachend.

(Fortsetzung folgt.)